

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 40 (1914)
Heft: 26

Artikel: Der Teufel und die Stallmagd
Autor: Olenstein, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-446850>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

27. Juni 1914

Der Teufel und die Stallmagd

Bon Silvio

In einem hochgelegenen Alpenkurhaus im Berner Oberland hatten sich etwa dreißig Personen, größtenteils Deutsche, aus allen Gebieten ihres Vaterlandes zusammengefunden.

Die dreißig Gäste waren fast zur selben Zeit anmarschiert gekommen; es lagen zwischen der Ankunft der ersten und der letzten nur wenige Tage. Am Anfang der Woche hatte es so ausgesehen, als ob die Natur mit dem Häuslein Erholungsbedürftiger ein Erbarmen haben wolle. Man hatte am Montag einen regenlosen Nachmittag genossen, und das Ende des Tages war ein wunderschönes, purpurnes Abendleuchten gewesen, so schön, wie es sich die üppigste Phantasie nicht hätte ausmalen können und wie es der beste Maler noch nie angedeutet hat.

Man hatte unter dem Senster oder im Kreis gestanden und sich vom Hotelier oder von einem seiner dienstbaren Geister die Namen der in Blut getauchten Eishäupter nennen lassen. Die erlauchtesten Herren des Alpenlandes konnte man in ihrem wundervollsten Schmuck bestaunen.

Dann hatte ein Packen und Rüsten und Hästen begonnen. Man wollte früh am Morgen ausziehen, der eine dahin, der andere dorthin, jeder auf irgend eine in der Nähe liegende Höhe oder auf einen fernher gräfenden eisigen Grat. Man schafft schlecht und war aufgeregzt und voller Erwartungen. Und als am Morgen, lang vor der festgesetzten Zeit, die ersten aus den Sedern krochen, um sich die Brühe zu betrachten, da schauten sie, anstatt, wie sie erwartet hatten, in eine sternklare Sommernacht, in ein un durchdringliches, feuchtkaltes Dunkel; und rauschend, in endlosen Säden goß es nieder und immer nieder, daß man der Meinung sein konnte, es gelte die ganze Talschaft, bis hinauf zum Hotel, unter Wasser zu sezen.

Einer nach dem andern wachte auf, erlebte die Enttäuschung und legte sich, schweigend oder fluchend, betrübt oder gleichgültig, je nach Temperament und Erziehung, wieder aufs Ohr oder auf den Rücken.

Und heute war es Samstag und der Regen draußen und die Kurgäste drinnen waren noch immer dieselben.

Man saß wieder, wie alle Nachmittage, gemütlich in Gruppen beisammen und vergnügte sich mit Spielen und Erzählungen, als mit einemmal eine Unruhe durch die verschiedenen Gruppen zu laufen begann. Man steckte die Köpfe zusammen, schaute zum Senster hinaus; einige nahmen sich sogar die Mühe aufzustehen und hinunterzugehen.

Ein neuer Kurgast war angekommen. Mit einem Schlag kam neues Leben in die Gesellschaft. Die Boshäuser unter den Anwesenden begannen den neuen Gast auszulachen und sich über sein Pech, das ihn gerade jetzt hierher führte, lustig zu machen.

Als er erschien, versammelte man sich um den Neuen, wie um ein kleines Naturwunder. Die Umstände brachten es mit sich, daß der Neuling sich schon beim Abendessen unter seinen neuen Lebensgefährten so heimisch fühlte, als ob er seit Jahren keine andern Menschen um sich gehabt hätte.

Es war ein junger, eleganter Herr von etwa 28 Jahren. Er war blaß und trug einen schwarzen englischen Schnurrbart und schwarzes, zurückgekämmtes Haar ohne Scheitel. Er war die Liebenswürdigkeit selber und erbot sich, als die Unterhaltung um die Dämmerstunde ins Stocken geriet, die Herrschaften mit einer Geschichte, die nicht nur hübsch, sondern außerdem wahr sei, zu unterhalten.

Er begann, ohne sich lange bitten zu lassen:

„Ein Onkel von mir besaß auf Rügen weites Land. Er hatte Pferde, Schafe, Kühe, Schweine und noch vielerlei anderes Gefüge. Ich durfte in meiner Jugend oft zu ihm in die Serien gehen. Dort trieb ich mich den ganzen Tag in den Ställen und auf den Weiden herum und ward zum Schrecken aller Knechte und Angestellten. Ueberall, wo es etwas zu sehen gab, steckte ich meine Nase hinein. Alles wollte ich wissen, ein jedes Ding mußte man mir erklären und vorführen. Meine Lieblinge waren meines Onkels Pferde. Sie lebten fast in vollkom-

mener Freiheit und waren von einem Feuer und von einer Wildheit, die meinen kühnsten Träumen entsprachen. Ein niedliches Ponny hatte ich mir zum besonderen Freund erkoren. Es hatte sich anfänglich wild und bösaugig gezeigt; als es aber sah, daß ich es gut mit ihm meinte, wurde es zutraulich und kam mir immer schon von weitem entgegengerannt.

Es war, ich muß das beforders belonen, allen Leuten auf dem Gute, ebenso wie mir, streng verboten, je ein Pferd zu besteigen, wenn mein Onkel nicht zugegen war oder seine ganz besondere Erlaubnis gegeben hatte. Er legte großen Wert auf die freie Aufzucht und beschäftigte sich selber sehr eingehend mit dem Zureiten und Dressieren der neroßen Tiere. Ich war bald so weit, daß ich auf dem unberührten Ponny die waghäufigsten Reiterstücklein vollführen konnte. Halbe Tage lang sprengte ich, ohne Sattel und ohne Bügel, über die Heide und kam erhöht und todmüde wieder zu Hause an.

Mein Onkel hatte einen Knecht von etwa fünfzig Jahren entlassen, weil er mit den Tieren nicht umzugehen wußte. Der Knecht war ein jähzorniger Mensch, von dem man befürchten mußte, daß er sich auf irgend eine Art zu rächen versuchen werde. Das ganze Personal war von dem Vorfall unterrichtet und mein Onkel hatte angeordnet, daß der Knecht, sowie er sich auf seinen Ländereien zeige, mit Gewalt fortzuschieben sei.

Ich ritt am Tage nach der Entlassung des Knechtes auf meinem Ponny über die Heide. Das Tier war noch viel unruhiger und neroßer als gewöhnlich. Wie ein Pfeil sauste es geradeaus und, wie mir schien, einem ganz bestimmten Ziele zu. Wir näherten uns dem Ende der Heide, als ich fühlte, wie das Tier seine Eile noch um ein merkliches vermehrte. Ein Schuß zog sich am Rand der Heide hin und bildete die Grenze unseres Besitztums.

Das Ponny steuerte einer Lichtung im Ufergebüsch zu und stand, wenige Schritte vom Schuß entfernt, so plötzlich still, daß ich über seinen Kopf hinweg ins Gras flog. Nachdem ich mich von meiner Verblüffung erholt hatte, las ich mich zusammen und hinkte neugierig einer Stelle zu, vor der mein Ponny mit gespreizten Beinen und zurückgestellten Ohren stand.

Ich bog die Zweige auseinander. Etwa drei Meter unter mir lag auf den Kieselsteinen eine bewegungslose menschliche Gestalt. Ich kletterte hinunter und erkannte den entlassenen Knecht, der röchelnd, mit gebrochenen Gliedern, auf den angezweigten Steinen lag. Umsonst versuchte ich ihm zu helfen; es blieb mir nichts übrig, als schreinig zurückzureißen und Hilfe herbeizuholen. Mein Ponny flog über die Steppen, gejagt von kleinen nackten Säben, die ich ihm unermüdlich in die Weichen schlug.

Ich ritt bis zum Wohnhaus meines Onkels, ohne daran zu denken, daß er nicht wissen durfte, wie gut ich reiten konnte. Er schaute mich denn auch mit Blicken an, die alles andere als freundlich genannt werden könnten, und mir war, im nächsten Augenblick müßte sich ein furchterliches Gewitter über meinem Haupt entladen.

Rasch erzählte ich, was ich wußte, und noch ehe irgend jemand Zeit fand, mich über den Ursprung meiner Reitkünste auszufragen, führten eifige Knechte die Pferde vor, und gleich darauf ritten wir, mein Onkel, zwei Knechte und ich mit verhangenen Zügeln in das matte Grün der Heide hinaus.

Wir fanden den Verunglückten, brachten ihn mit großer Mühe nach Hause und richteten ihm ein kleines Zimmer ein. Mein Onkel fluchte; denn es war ihm ganz und gar nicht angenehm, daß er den weggejagten Knecht im eigenen Hause beherbergen mußte. Über was blieb ihm übrig? Liegen lassen konnte er ihn nicht, nachdem er einmal erfahren hatte, in welcher Verfassung der arme Teufel angelangt war. Ich bin noch heute überzeugt, daß die ganze Wut meines Onkels eigentlich mir galt, weil ich das Pech gehabt hatte, den verjagten Knecht aufzufinden. Nun, mich kümmerte dies damals sehr wenig. Allerdings, wenn ich geruht hätte, welche Sorgen meine Entdeckung für meinen Onkel und sein

Haus nach sich ziehen würde, glaube ich doch, daß ich mich nicht so ganz ruhig und sorglos zu Bett gelegt hätte.

Ein ungewöhnlicher Lärm weckte mich früh am Morgen. Ich eilte hinunter und fand die gesamten Bewohner des Hauses ratlos beisammenstehen. Ein Wunder war geschehen: der Knecht mit den gebrochenen Gliedern war verschwunden. Keiner vermochte sich vorzustellen, wie das hatte geschehen können. Wir alle hatten doch mit eigenen Augen gesehen, wie hilflos er dagelegen hatte.

Eine begreifliche Aufregung bemächtigte sich aller. Von den vielen Bediensteten glaubte mancher an unnatürliche Dinge, und bald hieß es, der Teufel habe seine Hand im Spiel.

Es meldete sich sogar noch im Laufe des Morgens eine Magd, ein frisches, junges Ding, die behauptete, gesehen zu haben, wie der Teufel mit dem verschwundenen Knecht auf einer feurigen Baumlatte zum Senster hinausgefahren sei.

Anfangs lachte man das Mädel aus; ich begann mich zu fürchten; denn ich war davon überzeugt, daß das Mädchen die Wahrheit sagte.

Einer der Aufseher erzählte meinem Onkel, daß das Mädchen die Geliebte des bleifüllten Knechts gewesen sei, und daß, wenn irgend jemand über dessen spurloses Verschwinden Auskunft geben könnte, ganz gewiß sie es sei.

Das Mädchen wurde verhört; aber es war nicht ein Wort aus ihr herauszubringen. Man drohte ihr; aber es half nichts. Schließlich befahl mein Onkel, sie über Nacht, damit sie sich nicht etwa durch Flucht weiteren Unannehmlichkeiten entziehen könnte, festzuhalten. Sie wurde in dem Zimmer, in dem eine Nacht früher der verletzte Knecht untergebracht worden war, eingeschlossen.

Am Morgen war sie verschwunden. — Ich trieb mich, wie immer, in den Ställen und Scheunen herum und hörte erschauernd, daß auch die Magd, mitten in der Nacht, vom Teufel geholt worden sei. Der Knecht sei auch dabei gewesen, und alle drei habe man um Mitternacht auf einem funkenprühenden Bogen um den Schornstein segeln sehen. Auch diese Gerüchte kamen meinem Onkel zu Ohren. Nachdem er erst eine zeitlang laut getobt und gescholten hatte, entschloß er sich, dem Onkel, wie er sagte, selber ein Ende zu bereiten. In der kommenden Nacht schloß sich mein Onkel allein in das Zimmer ein.

Die Knechte und Mägde entsetzten sich über dieses tollkühne Unternehmen. Ich hatte grauenvolle Träume und wurde schließlich aus einem unruhigen Schlaf durch das Schreien der Weiber und das laute, aufgeregte Schwatzen der Knechte früh vor Tag aufgeweckt.

Der junge Erzähler hielt inne und bat für einen Augenblick um Entschuldigung.

Ein Wagen war unten vorgefahren. Man hörte den Erzähler mit irgend jemand ein paar Worte wechseln und dann den Wagen sich entfernen. Nun mußte der Sremde gleich wieder da sein.

Aber er kam nicht. Statt seiner erschien der Hotelier und brachte einen verschloßnen Brief ohne Aufschrift: Er gab ihn dem zunächst stehenden Herrn mit den Wörtern:

„Ich soll dies den Herrschaften abgeben.“

Der Herr, der den Brief in Empfang genommen hatte, erbrach ihn und las laut:

„Geehrte Herrschaften!

Leider sehe ich mich verhindert, Ihnen die angefangene Geschichte fertig zu erzählen. Sollten Sie sich aber für Fortsetzung und Schluß interessieren, so empfehle ich Ihnen den Ankauf des Buches „Der Teufel und die Stallmagd“, das in meinem Verlag erschienen und für Fr. 3.20 zu haben ist. Sie werden darin die ganze Geschichte noch viel schöner aufgezeichnet finden, als ich sie Ihnen hätte erzählen können. Nehmen Sie mir, bitte, die kleine Unterbrechung nicht übel.

Es grüßt Sie mit den Ausdrücken vorzüglichster Hochachtung Adolf Olenstein, Buchhandlung und Verlag, Bern.“